

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

5]

Von A. Ranc.

Aus Deutsche übertragen von Marie Kunert.

III.

Juliette Lesfrancois war die Tochter eines Trödlers, der seinen Laden bei den kleinen Krambuden auf dem Marktplatz an der Notre-Dame-Kirche hatte. Es war nur ein ganz bescheidenes Geschäft. Und nur darum und um keiner anderen Sache willen hatte seine Tochter, wie Gunde sagte, nicht das Recht, einen Hut zu tragen. Jeder muß in seiner Klasse bleiben. Diese Meinung ist in Poitiers noch immer stark verbreitet.

Der alte Lesfrancois war während der Revolution ein fleißiger Besucher des Klubs gewesen, der in der ehemaligen Augustiner-Kirche tagte, und dessen Vorsitzender Fernand Roy war. Juliette war als Kind in dem Respekt vor Fernand Roy groß geworden, der zuweilen vor dem Laden stehen blieb, wo sie alte Kleider ausbesserte. Dann wechselte er einige Worte mit ihrem Vater. Der Expräsident des Klubs achtete nicht weiter auf das kleine, schwächliche Mädchen, das kein Wort sagte und ihn immer verstohlen mit seinen großen, grauen, beständig wechselnden Augen ansah, die, wenn es lebhaft wurde, eine fast meergrüne Farbe annahmen. Wenn Juliette sich bemerkt glaubte, senkte sie den Kopf und nahm erschreckt ihre Arbeit wieder auf. Als junges Mädchen war Juliette nicht hübscher als sie als Kind gewesen. Sie besaß nicht einmal die Schönheit der ersten Jugend. Ihre Formen waren wenig entwickelt und verriethen sich kaum unter dem Leibchen. Sie hatte eine niedrige Stirn, sehr feines und sehr dichtes Haar von unbestimmtem Braun. Der Mund war klein, aber die Lippen zu schmal und zusammengepreßt. Wahrhaftig schön waren nur die wundervoll geschwungenen Brauen und die sehr dichten Wimpern, die, von etwas dunklerer Farbe als das Haar und die Augen, dem Gesicht einen fremdartigen Ausdruck gaben. Die sehr großen Augen waren herrlich gewesen, wenn ihr Ausdruck sich mit Juliette's Alter in Uebereinstimmung befunden hätte. Aber das waren die Augen eines Weibes und nicht die eines jungen Mädchens. Fast immer sehr bleich, erröthete sie selbst bei stärkster Erregung nur wenig. Das Blut, das ihr dann in das Gesicht stieg, färbte den matten Teint ihrer Wangen kaum etwas dunkler. In dem Viertel galt sie für häßlich, und sie war es auch. Aber wenn ihre von bläulichen Ringen umgebenen Augen sich zufällig auf jemand richteten, so fühlte man sich bis ins Mark ergriffen. Am Abend bei Licht gewann ihr Teint Leben, und wenn man nicht genau hinsah, konnte man wahrhaftig glauben, die kleine Kokette hätte unter den Augen Schwarz aufgelegt, um ihren Glanz und ihre Tiefe noch zu heben.

Kokett war Fräulein Lesfrancois nicht. Sie wußte nicht einmal, was das Wort sagen wollte. Man hätte sie auch sehr in Erstannen versetzt, wenn man ihr gesagt hätte, daß sie Fernand Roy liebe. Sie bewunderte den großen ersten jungen Mann, der mit fünfundsiebenzig Jahren der Herr der Stadt gewesen war, vor dem die Aristokraten gezittert hatten, und der seit Eintritt der Reaktion ruhig und widerwillig inmitten seiner Feinde lebte. Die Achtung, die er forderte und die seine Gegner ihm nicht versagen konnten, bewirkte, daß er der Rache der Thermidorianer und der goldenen Jugend entging. Zur Zeit der Verschwörung Babeuf's fand man bei Buonarotti einen ganz unbedeutenden Brief von Fernand Roy, und sofort wurde ein Steckbrief gegen ihn erlassen. Er verbarg sich einige Zeit und erschien dann wieder, als die Sache eingeschlagen war. Es war im Jahre 1805, als die kaiserliche Polizei, die ihn fürchtete und ihn nicht mehr überwachen wollte, Hand an ihn legte. Ohne irgend welches gerichtliche Verfahren wurde er auf der Insel Oléron internirt, wo er seine Kameraden von der Verschwörung Babeuf's wiedersand.

Nein, Juliette Lesfrancois liebte ihn nicht, wenigstens kam es ihr nicht zum Bewußtsein. Wie hätte sie auch daran gedacht, sie, die nicht einmal wagte, ihm zu antworten, und die

zusammenfuhr, wenn er ein freundschaftliches Wort an sie richtete? Wenn er mit Vater Lesfrancois sprach, verschlang sie seine Worte, und in der Nacht dachte sie während langer schlafloser Stunden an ihn. Wenn sie einschlief, so beunruhigte Fernand Roy ihre Träume, aber sie glaubte nicht, daß sie ihn liebte.

Im Jahre 1803 starb der alte Lesfrancois, der Trödler und Jakobiner. Juliette war kaum achtzehn Jahre alt. Sie hegte für ihren Vater eine lebhafteste Zuneigung; die Mutter, die sie nicht sonderlich liebte, fürchtete sie. Diese schalt immer, wenn Lesfrancois in den Klub ging und machte ein böses Gesicht, wenn Fernand Roy an dem Laden des Trödlers stehen blieb. Frau Lesfrancois war fromm, und an dem Tage, als die kleine Juliette in weißem Kleide mit dreifarbigter Schärpe, ein Bündel Lehren in der Hand, auf dem Wagen der Göttin der Vernunft stand, hatte sie in tiefster Verwichenheit eine neuntägige Andacht begonnen.

Am Tage nach der Beerdigung von Lesfrancois arbeitete Juliette im Laden, der für drei Tage geschlossen gewesen war. Sie weinte nicht mehr, aber sie dachte daran, daß sie sich künftig sehr langweilen werde. Sie wußte nicht recht, warum, aber sie war dessen sicher. Als sie darüber nachsann, ließ sie die Scheere fallen, mit der sie die Silberstickereien eines alten Kleides abtrennte. Ihre Mutter rief sie heftig zur Arbeit. Juliette, die aus ihrer Träumerei gerissen war, erbebt und nahm die Scheere auf. Zugleich hob sie die Augen und erblickte Fernand Roy, der über den Marktplatz ging und ihr freundschaftlich zuwinkte. Aber er hielt sich nicht auf und setzte seinen Weg fort.

„Das ist einer,“ sagte Mutter Lesfrancois, „den wir Gott sei dank los sind. Er soll nur kommen, dieser Heide, ich werde ihm schon Bescheid sagen. Vorwärts, arbeite!“

Juliette erwiderte kein Wort und trennte und nähte mit überraschender Schnelligkeit. Die Mutter hatte zuviel gesagt. Juliette wußte jetzt, warum sie sich langweilen, warum sie unglücklich sein würde. Am Tage erhob sie den Kopf nicht mehr. Als die Stunde des Abendessens kam, sagte sie, daß sie keinen Hunger hätte, und ging schlafen. Die ganze Nacht blieb sie wach, auf ihr Kopfkissen gestützt, den Kopf in der Hand. Als der Tag kam, war ihr Entschluß gefaßt. Sie stand auf und machte ein kleines Packet aus den Gegenständen, an denen sie hing: der dreifarbigten Schärpe, die sie bei den republikanischen Festen getragen, zwei Büchern, die ihr Vater ihr geschenkt, einem getrockneten Stiefmütterchen, das Fernand Roy ihr einst im Scherz gegeben und das sie in ein kleines Riechsäckchen eingeschlossen hatte. Dieses Riechsäckchen rügte sie um den Hals gehängt auf der Brust, und ihre Mutter glaubte, daß es eine Reliquie wäre.

Juliette wollte das Haus schon am Morgen verlassen, aber sie wagte es nicht. Es schien ihr, daß die Mutter ihre Absicht errathen und sie zurückhalten würde. Den ganzen Tag verbrachte sie in einer schrecklichen Verwirrung. Sie war entschlossen zu gehen und hatte nicht einmal den Muth, sich von ihrem Stuhle zu erheben. Sie war bleicher als gewöhnlich und zitterte, wie wenn sie Fieber hätte.

„Bist Du krank, Juliette?“ fragte die Mutter.

„Nein,“ antwortete sie.

„Nun, dann versuche ein anderes Gesicht zu machen. Solche Mienen liebe ich zu Hause nicht.“

Dann ging Mutter Lesfrancois in den Hinterraum des Ladens, um das Abendessen zu bereiten.

Da stand Juliette auf. Sie öffnete die Thür und blieb einige Augenblicke auf der Schwelle stehen. Als die Mutter sie nicht beobachtete, machte sie zwei, drei Schritte hinaus und eilte, ohne zu zögern, über den Marktplatz. Von da ging sie schnellen Schrittes weiter. Eine Viertelstunde später war sie bei Fernand Roy.

„Wie! Sie sind es, mein Kind,“ sagte er etwas erstaunt aber lächelnd zu ihr. „Was giebt's denn?“

„Ich will nicht mehr zu Hause bleiben.“

„Und warum? Mißhandelt die Mutter Sie? Sie ist etwas streng, aber sie ist im Grunde nicht schlecht. Sie müssen vernünftig sein, Juliette, und ihr gehorchen, selbst wenn sie Ihnen in heftigem Tone befiehlt. Ihr armer Vater hatte Sie an mehr Sanftmuth gewöhnt, ich weiß

es wohl. Gleichviel, seien Sie eine gute Tochter. Wollen Sie, daß ich gehe, um mit Ihrer Mutter zu sprechen?"

"Meine Mutter mißhandelt mich nicht, aber sie hat mir gestern gesagt, daß sie Ihnen Bescheid sagen würde, wenn Sie in das Haus kämen."

"Nun?"

"Nun, ich will dort nicht bleiben!"

So, und der Grund? Ich frage Sie noch einmal danach, kann ich ihn wissen?"

"Nein! Aber ich will nicht! Ich will nicht!"

Und Juliette schüttelte verzweifelt den Kopf.

"Aber wenn es so steht, was denken Sie denn zu thun?"

"Nichts."

"Sehen Sie, Juliette, keine Kinderei! Sagen Sie mir, weshalb Sie so erregt fortgelaufen sind? Wogegen Sie nicht wieder allein nach Hause zu kommen? Wenn es das ist, so werde ich Sie zurückzuführen. Ihre Mutter mag mich nicht leiden; aber, seien Sie ruhig, sie wird es nicht wagen, Sie schlecht anzunehmen, wenn Sie mit mir kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Böcklin.

(Zum 70. Geburtstag des Künstlers.)

Am Rhein, im alten, gewerbreichen Basel, am weiten der Grenzscheide deutschen und romanischen Wesens, wurde am 16. Oktober 1827 Arnold Böcklin, der Maler, geboren.

Jüngst hat der italienische Dichter Gabriel D'Annunzio, der vor kurzem ins italienische Parlament gewählt wurde, vor den Bauern seiner Heimath in der Abruzzen eine merkwürdige Wahrede gehalten. Sie war eigentlich eine Jubelsgymne auf alle heidnische Lust, auf alle italische Schönheit. Von der warmen Sehnsucht nach dieser reichen sinnlichen Güte, durch die ein moderner Wahredner die Bauern in entlegenen Gebirgsneuern mitreißer konnte, war auch der Baseler Bürgerer Sohn all seine Tage entflammt. So viele Merkmale dieser Sehnsucht finden wir in der deutschen Geistesgeschichte, von früheren Zeiten bis auf Goethe. Sie hat auch den Maler süddeutschen Stammes in ihren Bann gezogen und das Fremdglie, was er zu geben wußte, — denn auch er ist ein Renaissance-mensch und ein Verkündiger stolzer Sinnenfreude — in ihm zur süßen Reife gebracht.

Es wird zur Zeit kaum einen Künstler deutscher Nation geben, um den man sich mit Schlagworten so sehr bemüht, wie um Böcklin. Aber mit dem feierlichsten Schellengellengel erklärt man sein still fruchtbares Wesen nicht. Wie soll die laute, pomphafte Phrase den Mann kennzeichnen, dessen Grundnatur feierliche, dem Lärm abholdere Heiterkeit ist? Man hat ihn mit Vorliebe den „Dichter unter den Malern“ genannt, als könnte man sich bei solchem bequemen Zeitungs-schreiber-Deutsch etwas Besonderes vorstellen. Das macht diese unterscheidendes Merkmal aus; denn am Ende ist kein einziges Kunstwerk von Werth denkbar, auch das streng-realistische nicht, in dem kein lyrisch-persönlicher Grundklang lebte. Nur elende, schablonenhaft arbeitende Techniker unter den Naturalisten konnten daran denken, aus ihren „Werken“ die Poesie zu vertreiben. Einer der hervorragendsten modernen Landschaftsmaler, der bedeutende Franzose Millet, ein Haupt neu-realistischer Kunst, legte einmal über sich selbst eine Rechenschaft ab, die geradezu, wie ein lyrisches Bekenntniß klingt. Als er in der schönen Umgebung von Paris Naturstudien machte, sagte er: „Ich weiß nicht, was dieses Gesindel von Bäumen mit einander plaudert, aber etwas sagen sie sich. Etwas, was wir nicht verstehen, weil wir nicht dieselbe Sprache reden. Nur eines glaube ich, daß sie keine schlechten Witze machen!“

Mit mißverständlichen Anschauungen also kommt man nicht aus; nicht bei „Farbenphantasten“, wie das Schlagwort für Böcklin lautet, noch bei denen, die sich an den realen Naturanschnitt halten.

Desgleichen geht es nicht an, eine Künstlerische, wie die Böcklin's, unabhängig von den Lebens- und Zeitbedingungen, etwa als eine bizarre Naturlaune zu betrachten. Das ist ein Eingänger; er schöpft eine Welt aus sich selbst; er hatte keinen Lehrmeister, als seine Phantasie und wie die Redewendungen sonst lauten mögen, sie umgrenzen Böcklin's Wirken nicht. Wenn Böcklin als Nummer-Einsmann so apart hervorzufragen scheint, wie neben ihm in der deutschen Kunst der Gegenwart nur Menzel und vielleicht der nachstrebende, jüngere Leipziger Max Klinger, so beweist das nur die relative Höhe, nicht die völlige Ungebundenheit seines Könnens.

Es ist kein Zufall, daß Böcklin's reichste Kunst in der Landschaftsmalerei sich offenbart. Wenn man die künstlerische Entwicklung nach größeren Maßstäben mißt und in ihr den wärmsten Ausdruck des jeweiligen Empfindens einer bestimmten Epoche erkennt, so wird die Landschaftsmalerei für unsere Zeit das charakteristische Merkmal bedeuten. In der Landschaft — dieses Wort ist im weitesten Sinne zu fassen — haben die Künstler der Gegenwart allein neue Werthe geschaffen. Hier hat das gefamnte Empfindungsleben eine wirkliche Bereicherung erfahren. Hier hat das Auge vor dem ungekannte Reize entdeckt. Dichter sind keine Propheten,

wie das schön klingende Wort von ihnen meldet; und bildende Künstler gewiß auch nicht. Selbst wenn sie Utopien schildern und Zukunftspläne ersinnen, wie ein Bellamy, geben sie nur Wünsche aus, die in einer Bewegung ihrer Gegenwart wurzeln. Zukunftsgeanken zu formen, neue Weltanschauungen vorzubereiten und auszubauen, das ist Sache der Philosophen und Forscher. Die Gesellschaft, wie unsere Künstler sie voranden, bot ihnen kein schwingkräftiges Ideal. Es wartete ihrer kein voll-gereiftes Leben, wie etwa das Leben der deutschen mittelalterlichen Reichsstädte war oder wie es die Zeit mit sich führte, da das junge Bürgerthum zur Selbständigkeit sich emporrang. Das sozialistische Ideal steckte noch in den Anfangstadien; und so deckte sich ihnen Kunst und Leben nicht. Da der Kunsttrieb aber eine nothwendige Aeußerung der Menschenseele ist und niemals völlig unterdrückt werden kann, so pflegt in solchen Tagen der Disharmonie und des Mißbehagens die Künstlerschaft sich der Natursehnsucht hinzugeben.

Die Stimmungsgeföhle für die Landschaft, das Jbdl herrschen vor; ob sie heiter belebt sind, wie bei Böcklin, ob sie elegisch ausklingen, das sind nur Unterschiede des künstlerischen Temperaments. In Böcklin, der das Land Italien mit seiner Seele suchte, wirkt der Geist der Antike so kräftig nach, daß ihm selbst die Stätten des ewigen Friedens wie Jbullen voll großartig heiterer Feierlichkeit erscheinen. Der Tod verliert seine Schauer. Er wird groß, ruhig-ernst.

Wie tief in Böcklin die landschaftliche Seele lebt, das beweist der ideale Ton der meisten seiner Gemälde. Die Menschen in seinen Landschaften sind immer in engerer Abhängigkeit der Natur, die sie umgiebt, gedacht. Sie wachsen förmlich mit der Natur zusammen. Sie treten nicht allzu charakteristisch in ihrer menschlichen Besonderheit hervor; sie schmiegen sich in ihrem Ausdruck an den Frieden eines Rasewand'schnittes, an die erhabene Einsamkeit der See an. Baum und Busch werden lebendig, fruchtbar; und Böcklin's ungewöhnliche Phantasie braucht nur weiter auszugreifen und der Maler erfand jene Märchen- und Fabelgestalten voll grotesken Humors, die ihm besonders eigen-thümlich sind. Jede Meereswelle, jede Felsklippe bevölkert und Anregungen aus der Antike werden nach seiner Weise neu belebt. Da tummeln sich die seltsamen, sichhängigen Ungeheuer, und Meergreife, Nixen und Tritonen. Hier bildet Böcklin's Schaffen, dessen Phantasie aus dem Innereben heraus gestaltet, einen ganz prägnanten Gegensatz zu dem scharfsägigen, geistreichen und unerbittlich realen Beobachter der Außenwelt, zu Menzel. Menzel weiß alle Maße erstaunlich korrekt abzuschätzen, er ist ein Zeichner ersten Rangs. Böcklin's Phantasie und sein eminent lebhafter Farbensinn vernachlässigen nicht selten die korrekten Maße; er „verzehrlicht sich“, so besonders auffällig in der „Kreuzabnahme auf Golgatha“. Und trotzdem, wie weiß Böcklin auch in wenigen Zügen ein genialischer Seelenkündiger zu sein, wenn er will. Selbst in dem vielbekanntem Capriccio, der Eingabe einer lustigen Künstlerlaune, „Susanne im Bade“, zeigt es sich deutlich.

Jedenfalls hat die Hineinigung zur Ideallandschaft, verbunden mit dem prachtvoll beranschenden Farbensinn, es verursacht, daß Böcklin erst unverhältnismäßig spät allgemeine Anerkennung gewann, besonders im spröden, sinnlicher Naivetät fremden Berlin. Heute klingt es beinahe ungläublich, wie man hier über Böcklin sprach. (Die Berliner betonen, durch das Wort Berlin und die vielen slavischen Ortsnamen in germanisirten Landen verführt, die zweite Silbe des Namens, worüber sich der süddeutsche Böcklin oft ärgerte.) In Berlin will man immer an die Kunst sich erit mit verstandes-mäßiger Reflexion hinanwinden. Man spottete, man lachte über das „Fabelgesindel“ auf den Böcklin'schen Bildern, das „es in Wirklichkeit gar nicht gebe“. Der Mann kann ja nicht zeichnen, hieß es und was dergleichen Lebenswürdigkeiten mehr sind. Ja, das Merkwürdige kam vor, daß in älteren Auflagen von Meyer's großem Konversations-Lexikon von Böcklin, dem bedeutungsamsten Koloristen der Gegenwart, zu lesen ist, er achte der Farbe nicht recht. Zur Beruhigung der Leser sei indessen mitgetheilt, daß die neuesten Auflagen des Lexikons vom „Farbenzauberer“ Böcklin sprechen. Farbenschwung, Farbenpracht war eben in Deutschland verbläht, der Sinn für intensive, fastige Farbe verkümmert. Durch tüftelnde Romantiker und Asketen, die sich auf mystisch-fromme Gebiete verlegten, war die naive Sinnenfreude gelähmt. Böcklin holte sie sich in Rom und Paris durch Studien alter Farbenmeister wieder. Sie haben ihn befruchtet, weniger die Düsseldorf'er Akademie, wo er die erste technische Ausbildung erfuhr. Böcklin's Kraft reizte das Farbenproblem und er beging darin manches Vagniß, das nur dem Genie gelingt. So in dem Bilde „Piraten im Sturm auf ein Schloß“, wo der grellroth gewandelte Mäuber im Vordergrund einen mächtig malerischen Eindruck hinterläßt.

Böcklin's äußeres Leben ist im ganzen einfach verlaufen. Bekannt ist, daß Graf Schack den Künstler förderte, als dieser noch schwer gegen rohen Unverstand und Noth zu kämpfen hatte. Lenbach in München hat zwar unlängst sehr bitter über das Mäcenat des Grafen Schack gellot; ihm gegenüber wäre Schack ein Knauer und Drücker gewesen. Wie dem immer sei: es ist charakteristisch für unsere Epoche, daß geniale Naturen, wie Böcklin und Lenbach, nur durch die lärgliche Hilfe Schack's sich überhaupt ihrer Art gemäß entwickeln durften. Von 1859 bis 1861 war Böcklin auch als Professor in Weimar thätig. Beengendes Leben, beengender Lehrberuf waren ihm wäht angemessen. Als freier Künstler in München, in

seiner Schweizer Heimath, und zumal in Italien, woher er auch sein Weib holte, fühlte er sich wohler. In der Schack'schen Gallerie finden sich die Hauptwerke aus Böcklin's älterer Zeit, „Mörder von Furien verfolgt“, „Mitt des Todes“, „Panischer Schrecken“, „Höhle des Drachen“ und verschiedene Meeresidylle. In der Berliner National-Gallerie ist das Gemälde „Die Gesilde der Seligen“ zu sehen, ein Bild, sehr charakteristisch für die heitere Erhabenheit Böcklin'scher Ideallandschaft. In neuerer Zeit ist die „Pietà“ wieder aufgehängt worden (im Erdgeschoss), die viele Jahre lang versteckt blieb, bis wir Zeitungsschreiber daran zu machen begannen.

In Basel selbst, wo man in diesem Herbst zugleich das Andenken an den alten deutschen Meister Hans Holbein d. J., den Schöpfer des „Todtentanzes“ feiert, wurde eine große Böcklin-Ausstellung veranstaltet. Böcklin's Hauptwerke, so die stimmungstiefe „Todtentanz“ und „Der gefesselte Prometheus“, — sind in der Ausstellung vereinigt. Die Ausstellung sollte auch nach Berlin kommen. Leider wurde nichts aus dem Plan, die Privatbesitzer Böcklin'scher Bilder weigerten sich.

Böcklin, der stets die Sehnsucht nach froher Erhebung in sich trug, der sie in künstlerische Thaten umzusetzen verstand, wurde vor ein paar Jahren von trüber Melancholie befallen. Sein Leiden ist gehoben und seine Schaffensfreude wieder hergestellt. Wer — und wäre er noch so sehr des Dankes voll — könnte dem fruchtbaren Manne etwas Schöneres gönnen, als einen Lebensabend, in rüstiger Kraft verbracht? — f.

Kleines Feuilleton.

ho. Herbstnebel. Ueber die breite Brücke fahren die letzten Pferdebahnwagen; schläfrig und matt traben die Pferde zwischen den Geseilen. Auf dem Bürgersteig gehen einzelne Menschen mit hochgelappten Kragen, die Hände in den Taschen. Ueber dem Fluß schwebt ein grauer Dunst, der die Laternen der nächsten Brücken und die bunten Signallichter der Rähne verhängt. Die Speicher am Ufer ragen schwarz und massig wie Felsblöcke aus dem grauen Fluß. Weiter hinten wächst ein Schornstein empor, den ein schwarzbrauner Rauchwipfel krönt. Die Feuchtigkeit der Luft drückt den Rauch nieder, der wie riesige welke Blätter zur Erde flattert und sich dort mit dem aufsteigendem grauen Dunst verwebt.

Der Dunst wächst immer höher, er quillt riesenhaft dick an und frißt immer mehr Licht. Er streckt seine Arme über das Ufergeländer und legt um die Laternen in den Querstraßen dicke Schleier, immer mehr Licht zehrt er auf. Nur aus dem Lokal an der Ecke des Ufers fällt aus den trüben angelaufenen Scheiben der Thür ein späliches Licht über den Bürgersteig. Die nächsten Gaslaternen sind schon in Nebel gehüllt, durch den kaum ein mattes Licht schimmert. Nur die Doppellaternen auf der Brücke durchbrechen mit ihren starken Strahlen noch den Dunst, der vergeblich in dichten Wellen sie umlagert und auch sie erstickt will.

Von der Straße her hört man Tritte — ein Klirren von Glas und Eisen — die Tritte kommen näher. Eine dunkle Gestalt taucht in unsicheren Umrissen auf. Im Lichtschein des Lokales erkennt man einen Mann, der eine Stange über der Schulter trägt. An der ersten Brückenlaterne bleibt er stehen. Mit gerötheten, müden Augen schaut er auf zum Licht, eine hastige Bewegung mit der Stange, ein Klirren, die volle, süppige Flamme der Laterne wird mager und kraftlos. Wieder ein Klirren, der Mann geht mit müde gesenktem Kopf, aber eilenden Schrittes weiter. Die Lichter der Brückenlaternen werden nach einander schwach und klein. Die entfernteren erlöschen ganz, der Nebel hat sie verschlungen.

Ein Kragen und Scharren nähert sich. Ein Straßenkehrer segt den Kinnstein entlang. Ein Trappen und Mottern, auf dem feuchten Pflaster rollt eine Droschke vorbei, deren ärmliche Lichter nur einen Augenblick aus dem Dunst aufschimmern. Sie ist schon wieder im Nebel untergetaucht, nur das vorsichtige Traben des Pferdes auf dem schlüpfrigen Pflaster hört man noch; bald verfliehet es.

Fast alle Laternen und das Licht aus dem Lokal sind nun vom Nebel umgirt; nur die nächste Laterne leuchtet noch. Sonst dringt nur ein ungewisser Schimmer durch den grauen Dunst, der mit Qualm und Rauch durchweht ist.

Der Nebel hat sich zum Niesen gefressen. —

Literarisches.

— Die soeben erschienene Böcklin-Nummer der „Jugend“ bringt unter andern Beiträgen von Max Klingler, Hans Thoma, Fritz Esler, Fidus, D. Greiner, Angelo Zanf, Sascha Schneider, Robert Engels. Durch literarische Beiträge sind vertreten: Hartleben, Halbe, Birnbaum, Ferdinand Wernarius, Pilsencron, Dehmel.

— Bertha v. Suttner's Roman „Die Waffen nieder“ ist jetzt auch in italienischer Uebersetzung (nach der 21. Auflage des Originals) bei Fratelli Treves in Mailand erschienen. —

Theater.

— Neue freie Volksbühne. An Stelle des Herrn Häid ist Herr Claudius Merten Regisseur geworden. Er wird sein Amt mit der Inszenirung von Angenruber's Schauspiel „Der Wissenschaftswurm“ antreten. Herr Merten, langjähriges Mitglied des Deutschen Theaters und des Lessing-Theaters, wird von der nächsten

Saison an am Neuen Theater als Regisseur und Darsteller thätig sein. —

Musik.

— Der Komponist August Bungert beabsichtigt, für die Aufführung seines aus mehreren Musikdramen gebildeten Odysee-Zyklus nach dem Vorbilde von Wagner ein eigenes Theater zu schaffen, das in Godesberg am Rhein errichtet werden soll. Bungert habe, so heißt es, eine Anzahl seiner Freunde und Anhänger für dieses Unternehmen interessiert; jeder habe 500 M. für die Einrichtung des Theaters gezeichnet. Uebrigens ist der gesammte Odysee-Zyklus auch bereits vom Dresdener Hoftheater erworben; ein Theil „Die Rückkehr des Ulysses“, wurde bereits aufgeführt, der erste Theil, betitelt „Circe“, soll in der nächsten Saison aufgeführt werden; zwei weitere Musikdramen sind für 1899 angekündigt. —

Medizinisches.

— Kohlenstaub und Lungentuberkulose. Der „Rdn. Ztg.“ wird geschrieben: Eingehende ärztliche Untersuchungen werfen auf die Einwirkung des Kohlenstaubes auf die Lungentuberkulose einiges Licht. Es wird vielfach, nicht allein von Laien, sondern auch von Ärzten angenommen, daß der Kohlenstaub der Entwicklung der Lungentuberkulose entgegenwirke. Andererseits fehlt es nicht an entschiedenen Gegnern dieser Ansicht. Es litten nach Hirt von hundert erkrankten, anorganischen Staub inhalirenden Arbeitern an Schwindsucht 26 pCt., organischen 17, gar keinen 11, Kohlenstaub 13. Es starben ferner an der Lungentuberkulose in einem Zeitraum von zehn Jahren von je 1000 Arbeitern im ober-sächsischen Knappschaftsverein 1,1 pCt., Saarbrücker 2,0, Bochumer 1,8, in der Krupp'schen Fabrik 5,1, in der Zinkhütte zu Vorbeck 3,2, bei der Rheinischen Eisenbahn 2,5, bei der Oesterreichischen Südbahn 2,1. Die Thatsache, daß im Kohlenrevier weniger Leute als andere Arbeiter ergriffen werden, dürfte somit eine Bestätigung finden. Durchschnittlich sind die Sterbefälle der Lungentuberkulose bei den Arbeitern, die in Gegenden, wo gesunde Baldeklust ist, beschäftigt sind, bedeutend zahlreicher, als die der Bergarbeiter. Es muß also dem Kohlenstaub in der Grube eine einigermaßen schädliche Wirkung zuerkannt werden. Der Kohlenstaub in der Kohlengrube ist seiner Beschaffenheit nach und daher auch bezüglich seiner Einwirkung auf die Athmungsorgane wesentlich verschieden von dem Kohlenstaub auf den Eisenwerken. Jener ist feucht und weich, dieser trocken, hart und häufig noch mit feinen Eisenstaubtheilchen verbunden. Der Fabrikarbeiter ist daher den Verletzungen der Schleimhäute, der feinen Bronchien und daher der Einwanderung der Tuberkelbazillen weit mehr ausgesetzt als der Kohlenhauer. Ob die rohe Steinkohle an und für sich gewissermaßen als Antiseptikum der Ansteckung durch Tuberkulose entgegenwirkt, lassen wir dahingestellt sein. Jedenfalls findet man bei den Obduktionen von Bergarbeitern, falls der Verstorbene längere Zeit in diesem Berufe gearbeitet hat, die Lunge in kaum geahntem Maße von der Kohle durchsetzt. Fast alle Bergleute leiden an dem sogenannten Schwarzspucken. Nambaste Forscher sind der Ansicht gewesen, daß ein wirkliches Eindringen von Steinkohlentheilchen in das Lungengewebe überhaupt nicht stattfindet. Wahrnehmungen bei den Obduktionen haben gelehrt, daß bei älteren Bergleuten nicht allein Partikelchen Kohle, sondern zuweilen feste Stücke bis zu der Größe einer Walnuß im Lungengewebe vorkommen und daselbst aseptisch eingebettet sind. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Lungen-Emphysem, welches bei fast allen Bergleuten vorkommt, nach den Erfahrungen an und für sich einen gewissen Schutz gegen die Lungentuberkulose zu gewähren scheint. Die zahlreichen von den Knappschaftsärzten vorgenommenen Untersuchungen auf Tuberkelbazillen bei Bergleuten mit chronischem Lungenkatarrh, welcher den Verdacht der Tuberkulose hätte begründen können, fielen vorwiegend negativ aus. —

Aus der Pflanzenwelt.

a. Merkwürdiger Pflanzensamen. Nach einer weit verbreiteten Volksmeinung soll die Aehre des wilden Hafers zweierlei Samen enthalten; einen, der in dem auf die Blüthezeit folgenden Jahre keimt, und einen, bei dem die Keimung erst ein Jahr später erfolgen kann, der also, wenn die Reife der Aehre eingetreten ist, noch ein Jahr lang nachreifen muß. Professor J. C. Arthur untersuchte genauer, ob diese Volksmeinung begründet wäre und fand, daß dies wirklich der Fall ist. Aber nicht nur der wilde Hafer zeigt diese Eigenthümlichkeit, sondern sie kommt auch den verschiedenen Arten der Epiphytellen zu. Es sind dies Pflanzen, deren Samen leicht in der Wolle weidender Schafe hängen bleiben, an anderen Stellen herausfallen und dort keimen, so daß die Pflanze in Gegenden mit bedeutender Schafzucht sehr verbreitet sind. Diese Pflanzen also und der wilde Hafer zeigen die merkwürdige Eigenschaft des Besitzes in verschiedenen Jahren keimenden Samens, ganz allgemein und regelmäßig, nicht etwa bloß als Anomalie. Diese Eigenschaft hat für die Pflanzen, denen sie zukommt, den Vortheil im Gefolge, daß auch wenn einmal ein Mißwachs eintritt, im nächsten Jahre dennoch eine genügende Menge keimfähigen Samens vorhanden die Erhaltung der Art also mehr, als bei anderen Pflanzen, gesichert ist. —

Astronomisches.

t. Die erste astronomische Entdeckung durch das neue Riesensferrohr der Yerkes-Sternwarte bei

Chilago ist der Eröffnung dieses Observatoriums auf dem Fuße gefolgt. Zu den Sternen, auf welche das größte Fernrohr der Welt zuerst gerichtet wurde, gehörte selbstverständlich die Wega im Bilde der Beyer, jener Fixstern erster Größe, der zu gewissen Stunden in der Nähe des Zenith steht und durch seinen starken Glanz auffällt. Durch das neue Fernrohr beobachtete man, daß in einem Abstände von etwa 53 Bogensekunden von diesem Sterne ein kleines Sternchen steht. Diese Entdeckung durch den 40-Zöller der Perkes-Sternwarte ist übrigens nicht ohne Vorgang, was jedoch den neuen Fund nur noch merkwürdiger macht. Der englische Astronom W. Anderson erinnert nämlich daran, daß er schon im Jahre 1881 mit dem 24-zölligen Fernrohre der Sternwarte in Washington einen schwachen Stern in der Nähe der Wega in einem Abstände von 51,5 Bogensekunden gesehen habe. Falls dieser Stern mit dem in Chilago beobachteten identisch sein sollte, so würde derselbe in den vergangenen sechzehn Jahren eine ganz ungewöhnlich bedeutende Bewegung vollbracht haben, welche durch die eigene Bewegung der Wega nicht erklärt werden könnte. Erst die weitere Beobachtung kann feststellen, in welcher Beziehung dieses Sternchen zu der Wega eigentlich steht. Uebrigens ist ein anderer Begleiter der Wega von zehnter Größe schon seit langem den Astronomen bekannt und hat es sogar zu einer Berühmtheit in der Geschichte der Wissenschaft dadurch gebracht, daß der Astronom Struve in Dorpat in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts ihn benutzte, um die sogenannte Parallaxe der Wega und dadurch ihre Entfernung vom Sonnenstern festzustellen. Wegen dieses Begleiters wurde die Wega schon bisher als Doppelstern bezeichnet, obgleich jenes Sternchen zehnter Größe in seiner Bewegung jedenfalls nicht an den Hauptstern gebunden ist. Erst wenn dies von dem neuentdeckten Begleiter festgestellt werden würde, würde die Wega mit Fug und Recht den Namen eines Doppelsterns verdienen. —

Meteorologische.

k. Dem vor 50 Jahren gegründeten Meteorologischen Institut zu Berlin unterstehen heute 110 Stationen zweiter Ordnung. An diesen Stationen wird dreimal täglich — nämlich um 7 Uhr morgens, 2 Uhr nachmittags und 9 Uhr abends — Luftdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Bewölkung, Windrichtung und Windstärke registriert, mindestens einmal täglich die Menge der gefallenen Niederschläge gemessen und endlich die höchste und niedrigste Temperatur während des ganzen Tages (24 Stunden) an bestimmten, hierzu besonders eingerichteten, sogenannten „Exremthermometern“ abgelesen. Ferner berichten etwa 70 Stationen dritter Ordnung, welche die Temperatur, Bewölkung, Windrichtung, Windstärke und die Menge der Niederschläge bestimmen. Dann giebt es noch ungefähr 25 Stationen vierter Ordnung, die besonders die Menge der Niederschläge zu berichten haben; endlich noch etwa 1000 „Regenstationen“ und fast 1500 „Gewitterbeobachter“. Außerdem sind noch verschiedene selbstregistrierende Apparate aufgestellt. —

Technische.

— Herstellung von Formen für den Eisenguß. Der Guß eiserner Objekte verlangt bekanntlich Formen, welche mit Hilfe eines hölzernen Modells des herzustellenden Gegenstandes aus solchen Formmaterial herzustellen sind. Dieser Sand, welcher in ganz bestimmten Gegenden gefunden wird und durch allerlei Zusätze verbessert werden kann, kann im großen und ganzen definiert werden als ein besonders feiner Quarzsand, welcher mit Thontheilchen auf das innigste vermischt ist. Das Arbeiten mit diesem Sand erfordert eine sehr große Geschicklichkeit und Behutsamkeit. Infolge der lockeren Beschaffenheit des Materials haben die Sandformen die Tendenz, bei der geringsten Erschütterung auseinander zu fallen, und es kann dies nur dadurch verhindert werden, daß der Formner den Sand höchst gleichmäßig in die Formen eindrückt und alsdann in ihnen feststampft. Andererseits hat der gewöhnliche Formsand den Fehler, daß der in ihm enthaltene Thon sich durch die Berührung mit dem weißglühenden Eisen brennt, d. h. fest und hart wird. Dadurch entsteht der Fehler, daß das Formmaterial in den vertieften Partien des Gußstückes mitunter sehr fest sitzt und nur mit großer Mühe aus demselben herausgemischt werden kann. Ein Formmaterial, welches die dem Formsand entgegengesetzten Eigenschaften besäße, d. h. vor dem Formen größere Bindkraft zeigte, durch die Berührung mit dem heißen Eisen aber dieselbe verlor, würde namentlich für die Herstellung kleinerer und feinerer Gußstücke sehr große Vortheile besitzen.

Seit langer Zeit hat man Grund, zu vermuten, daß viele amerikanische Gießereien, deren große Geschicklichkeit im Façonguß häufig bewundert wird, im Besitze eines derartigen, verbesserten Formmaterials sein müßten. Näheres über seine Natur und Zusammensetzung aber ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Neuerdings nun ist, wie der „Prometheus“ berichtet, unserer Gießereitechnik ein ähnliches Produkt zugeführt worden, von welchem man sich viel verspricht. Dasselbe ist patentiert und besteht im wesentlichen aus Gemischen von feinem Sand mit Gips und Oel. Durch das Oel wird die Masse in ähnlicher Weise plastisch wie der Formsand. Erhitzt man aber die so hergestellten Formen auf etwa 250 bis 300 Grad, so erhärtet das Material, und die Formen erhalten große Widerstandsfähigkeit. Wird dann die Form durch den Guß auf hohe Temperaturen erhitzt, so behält sie zwar Bindkraft genug, um

das Eisen, so lange es flüssig ist, zu tragen, aber sie wird so spröde, daß ein einziger Hammerschlag auf das fertige Gußstück genügt, um das Formmaterial zu Pulver zerfallen zu lassen, so daß anhaftende Reste mit einer gewöhnlichen Bürste abgewischt werden können. Es ist dies namentlich wichtig für die Herstellung der sogenannten Kerne, welche bisher besonders schwierig war. Ueber die Vorgänge, welche das merkwürdige Verhalten des neuen Materials bedingen, ist bisher nichts bekannt. —

Humoristisches.

— Abgeführt. In einem Pariser Restaurant bestellt ein übermüthiger Proze eine Portion „Sphinx à la Marengo“.

Kellner: „Es thut mir leid, davon ist nichts mehr da, Monsieur.“

Proze: „Was! Nicht mehr Sphinx? Das ist doch stark!“

Kellner: „Verzeihen Sie, Monsieur, wir haben allerdings noch etwas Sphinx, doch, um die Wahrheit zu gestehen, ich möchte es Ihnen ungern geben. Es ist nämlich — nicht mehr ganz frisch.“ —

— Der Herzog der Jünglingsvereiner. In dem Studentenliede „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren“ kommen bekanntlich die folgenden Worte vor:

Ganz Europa wundert sich nicht wenig,
Welch ein neues Reich entstanden ist:
Wer am meisten trinken kann, ist König,
Bischof, wer die meisten Mädchen küßt.
Einem Jünglingsverein in V. schien die letzte Reihe bedenklich
und er setzte statt dessen die Worte:
„Herzog, wer den meisten Käse ißt.“ —

— Preiswerth. A.: Sie haben ja da einen prächtigen Hund; wollen Sie ihn nicht verkaufen?

B.: Ja, wenn ich hundert Mark dafür bekomme.
A.: In er denn klug?
B.: Na ob! Ich sage Ihnen, der Hund ist ebenso geschickt, wie ich!
A.: Na, dann werde ich Ihnen drei Mark dafür geben. — („Lust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— In dem Dorfe Gning bei Arnberg herrscht seit 13 Tagen eine Typhus- und Scharlach-Epidemie. Die Behörde hat eine Kommission hingesandt, um die Ursachen zu erforschen. —

— Im Schlafe erstickt in Worms ein altes Ehepaar. Es hatte vergessen, den Gasroten zu verschließen. —

— Das im 13. Jahrhundert erbaute, früher als Cistercienser Kloster dienende Schloß Stadtilm ist total niedergebrannt. —

— In der bayerischen Kammer debattirte man unlängst über die Fettvieh-Einfuhr, Maul- und Klauenfeuche zc. Da stand der Abg. Hofmeister auf und versicherte, daß er noch nie die Maul- und Klauenfeuche gehabt habe, voriges Jahr aber habe er sie bekommen. Und woher? Vom Oktoberfest. Allgemeines Halloh der Abgeordneten, die thaten, als verstünden sie nicht, daß ihr Herr Kollege seine Ochsen meinte. —

— Im großen Rathe zu Basel ist ein Antrag auf Gründung einer schweizerischen Kunstakademie in Basel eingebracht worden. —

— Mehrere belgische Blätter melden, der Verkehrsminister, der vor einigen Jahren die Wagen erster Klasse in den Zügen, die kleine Strecken befahren, abschaffte, wolle vom 1. Januar ab diese Wagenklasse auf sämmtlichen Zügen eingehen lassen, die nicht über die Grenze hinaus fahren. —

— In dem Gießhause der Staats-Waffenfabrik in Bourges (Frankreich) fand eine Explosion statt, durch welche zwei Arbeiter schwer verwundet wurden. —

— London, 13. Oktober. Die Behörden des Universitäts-Hospitals erstatteten die Anzeige, daß unter den Pilegerinnen und Bediensteten des Hospitals 18 Erkrankungen an Typhus vorgekommen sind. Professor Corfield leitete die Untersuchung auf das Trinkwasser im Speisezimmer der Pflegerinnen zurück. —

— Auf dem Postdampfer „Medway“, der in Plymouth aus Barbados eingetroffen ist, sind auf der Fahrt zwei Mann der Besatzung an gelben Fieber gestorben. —

— Eine „Frauen-Schönheits-Schule“ wurde am 1. Oktober in New-York eröffnet. In derselben erhalten Frauen und Mädchen jedes Alters in dreimonatlichem Lehrgange die gründlichste Unterweisung in allen Künsten: den Körper zu pflegen, den Gang und die äußere Haltung zu veredeln, die Hautfarbe zu verbessern, das Haar künstlich zu frisiren, den richtigen Geschmack in der Auswahl der Kleidung zu finden zc. zc. Mit der Schule ist ein Heirathsbureau verbunden. —

— Der über 1700 Jahre alte Tempel Iffami-Sinja in der japanischen Stadt Takatamatschi ist niedergebrannt. Der Oberpriester M. Kono wollte den uralten Tempelschah retten, kam aber dabei selbst in den Flammen um. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 17. Oktober.